



Nr. 136.

Dienstag, den 14. Juni 1904.

19. Jahrgang.

Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Das ist noch nicht Alles“, fuhr er fort, „auch mit der plötzlichen Abreise des Amerikaners beschäftigen sich die Leute. Man findet es unbegreiflich, man weiß, daß er der Sohn meiner Schwester ist, man kennt seinen Haß gegen mich, und nun dies plötzliche Verschwinden.“

„Offen gesagt, ist auch mir diese schleunige Abreise heute noch unverständlich!“

„Was ist zwischen Euch Beiden vorgefallen?“ fragte er, den fiebergelbenden Blick voll ungeduldiger Erwartung auf sie heftend — „Er kam immer wieder auf Deine Ähnlichkeit mit deiner Mutter zurück, sollte sie ihn verleitet haben, Deine Hand zu begehren?“

„Er deutete auf die Möglichkeit einer solchen Verbindung hin“, antwortete Gertha, indem sie die Wimpern senkte.

„Und Du?“

„Ich war wohl etwas schroff gegen ihn, als ich diese Möglichkeit in Abrede stellte.“

„Ich dachte es mir“, erwiderte er, und der herbe Zug um seine Mundwinkel trat noch schärfer hervor, „ein solcher Schacherhandel sah dem Burschen ähnlich, Deine schroffe Antwort erklärt seine plötzliche Abreise, er hatte eine Niederlage erlitten, die seinen Stolz und sein Selbstgefühl beleidigten, er wollte uns nicht widersehen. Aber diesen Grund kann man doch nicht jedem auf die Nase binden, man würde dadurch nur Spott und Hohn herausfordern.“

Er hatte sich von seinem Sitze erhoben und die erloschene Zigarre wieder angezündet; die dunklen Schatten umwölften noch immer seine Stirne, die Theilnahme seines Kindes war nicht mächtig genug, den Sturm in seinem Innern zu beschwören.

Er war immer stolz gewesen auf die Achtung, die man ihm und seinem Hause gezollt hatte, nun bewies man ihm durch Blicke und Worte, daß er diese Achtung nicht mehr besaß, das konnte er nicht ertragen.

Als er ins Bureau trat, fand er Konrad schon anwesend; er beauftragte ihn, in den Gasthof „Zum Adler“ zu gehen und dem Oberkellner zu sagen, daß er immer noch auf den Koffer des Herrn Grimm warte.

„Wenn der Oberkellner erklärt, daß er selbst ihn aufbewahren wolle, ist es gut“, fügte er hinzu, „im anderen Falle soll er heute noch hierher gebracht werden, damit die Sache ihre Erledigung findet.“

Konrad entfernte sich, der alte Herr trat an sein Pult und stützte das graue Haupt auf beide Arme, die Zigarre schmeckte ihm heute nicht, er hatte sie fortgeworfen, sein Blick war starr und finstern, das krampfartige Zucken seiner festgeschlossenen Lippen bekundete die innere Unruhe, der er Herr zu werden versuchte.

Ein jämlich herbes Pochen an der Thür weckte ihn aus seinem Brüten, er wandte sich um, sein Blick fiel auf den ihm wohl bekannten Untersuchungsrichter.

Eine lange Ahnung durchquerte ihn, unwillkürlich fuhr er erschrocken zusammen.

„Herr Assessor?“ fragte er sichtbar bestürzt.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich störe“, erwiderte der Assessor im freundlichsten Tone, „meine Amtspflichten zwingen mich, einige Fragen an Sie zu richten. Ich wollte Sie nicht vorladen lassen, ich zog es vor, persönlich Sie zu besuchen, betrachten Sie die Geschichte als eine Privatangelegenheit.“

Röder athmete schwer, die Einleitung beruhigte ihn nicht, trotzdem sie so freundlich und vertraulich klang.

Er bot dem Assessor einen Stuhl an und versuchte zu lächeln, aber dieses Lächeln verzerrte seine Züge.

Der Assessor blieb stehen, die funkelnden Augen hinter den Brillengläsern beobachteten ihn scharf.

„Sind wir hier ungestört?“ fragte er. „Ich fürchte, wir werden es nicht mehr sein, wenn Ihre Leute kommen.“

„Sie wünschen eine geheime Unterredung?“

„Die Natur der Sache bedingt es.“

Röder führte seinen Gast die Treppe hinauf in den Salon.

„Es ist etwas kühl hier“, sagte er mit gepreßter Stimme, „wir heizen in diesem Räume nicht jeden Tag.“

„So erlauben Sie wohl, daß ich meinen Paletot anbehalte“, unterbrach der Assessor ihn, indem er den ihm angedeuteten Stuhl annahm. „Sie haben in Newyork einen Neffen, Martin Grimm, der kürzlich hier war?“

„So ist es“, nickte Röder, „er ist vor einigen Tagen wieder abgereist.“

„Am Dienstag Abend, nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Und zu dieser Reise entschloß er sich ganz plötzlich?“

„Sowohl, sein Entschluß kam mir selbst überraschend, ich wußte, daß er längere Zeit hier weilen wollte.“

„So, so“, sagte der Assessor, „er hat auch Andere überrascht, denen er seinen Besuch für den nächsten Tag zugesagt hatte. Und diese Ueberraschung findet eine sehr begründete Erklärung darin, daß Herr Grimm mit Zurücklassung seines Gepäcks abgereist ist.“

„Das will am Ende wenig bedeuten“, erwiderte Röder, den diese Fragen und noch mehr die forschenden Blicke des Untersuchungsrichters mehr und mehr verwirrten. „Das Gepäck bestand nur aus einem kleinen Koffer, der nur die nöthigsten Toilettenbedürfnisse enthielt. Mein Neffe ist ein reicher Mann, er konnte in Bremen das Alles neu kaufen.“

„Er ist also nach Bremen gereist?“ fragte der Assessor. „Sagte er Ihnen das?“

„Er sagte mir, er wolle über Bremen nach Newyork zurückreisen.“

„Und womit motivirte er diesen plötzlichen Entschluß?“

„Er nannte mir nur den einen Grund, daß er fürchte, die Bahnverbindungen könnten durch das Hochwasser für längere Zeit unterbrochen werden, wie das thatsächlich heute der Fall ist.“

„Aber er wollte ja längere Zeit hier bleiben?“

„Das war sein Stillsitzen, wodurch er ihn änderte, weil ich

Der Assessor rühte an seiner Brille, er beobachtete den alten Herrn unbewußt, die Unruhe und Verwirrung Röders konnten ihm nicht entgehen.

„Man sagte mir, dieser Neffe habe eine bedeutende Forderung an Sie gehabt und mit Ihnen auf seinem guten Fuß gestanden“, nahm er wieder das Wort, „er wollte einen Prozeß gegen Sie anhängig machen, um seinen Haß zu befriedigen.“

„Die Leute schwagen viel in den Tag hinein“, erwiderte Röder, in dessen Seele jetzt der Trost erwachte, „so schlimm war es nicht, mein Neffe hat mir den gewünschten Zahlungsausstand bewilligt, bis ich in der Lage bin, ohne Unbequemlichkeiten für mich seine Forderung befriedigen zu können.“

„Es war dabei von Wechseln die Rede, haben Sie diese Wechsel eingelöst?“

„Nein, die Mittel dazu fehlen mir augenblicklich. Ich weiß nicht, wie das Alles mit seiner Abreise zusammenhängen soll.“

„Entschuldigen Sie, ich frage nur deshalb, weil die Leute mir das Alles mitgetheilt haben“, sagte der Assessor mit einer leichten Verneigung. „Sie glauben nicht, wie geplagt ein Untersuchungsrichter ist! Jeden Tag kommen Leute und Briefe, die mir in den meisten Fällen nutzlose Arbeit machen. Da soll ich nun diesem Martin Grimm nachforschen, weil er an jenem Mittwoch nicht bei seinem Freunde erschienen ist. Sie haben ihn am Dienstag Abend wohl zur Bahn begleitet?“

„Nicht bis zum Bahnhof.“

„Aber über die Brücke hinüber?“

„Das leugne ich nicht.“

„Erinnern Sie sich, auf der Brücke einen Hilferuf gehört zu haben?“

Röder blickte überrascht auf, sein Antlitz wurde fahl, als er in die plötzlich stehenden Augen des Assessors schaute.

„Nein“, antwortete er.

„Der Brückenwärter Klafen hat ihn gehört, als Sie kurz vorher mit Ihrem Neffen an ihm vorbeigekritten waren.“

„Klafen?“ fragte Röder verwirrt. „Ich kenne den Kerl nicht!“

„Er behauptete, Sie an jenem Abend gesehen zu haben.“

„Nun, das kann möglich sein, ich bestreite nicht, daß ich über die Brücke gegangen bin.“

„Und den Schrei haben Sie nicht vernommen?“

„Ich erinnere mich dunkel einen schwachen Ruf gehört zu haben, als wir schon über die Brücke hinüber waren“, erwiderte Röder, dessen Gesicht der aufsteigende Aerger jetzt wieder dunkel färbte, „ich achtete nicht darauf.“

„Klafen meint, nach seiner Berechnung mußten Sie noch auf der Brücke und zwar ganz in der Nähe der Unglücksstelle gewesen sein“, sagte der Assessor, an seiner Brille rühend, „es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir Aufklärung darüber geben könnten.“

„Aber was habe ich denn mit dieser Sache zu schaffen“, fragte der alte Mann trozig.

„Es waren nur wenig Personen auf der Brücke und der Hilferuf deutet auf ein Unglück, ich werde mit dieser Sache mich nun auch beschäftigen und alle Zeugen verhören müssen, die mir irgend welchen Aufschluß geben können.“

„Dann muß ich bitten, auf meine Aussagen zu verzichten, ich habe keine zu machen.“

„Gut, kommen wir auf Ihren Neffen zurück“, erwiderte der Assessor mit scheinbarer Gleichgültigkeit. „Sie sind wohl nicht in Frieden von ihm geschieden?“

„Je nun, so ganz in Frieden und Freundschaft sind wir nicht auseinandergegangen“, sagte Röder, mit der Hand über seine feuchte Stirn fahrend; es ist ja wahr, daß er mich haßte, und wenn dieser Haß auch der Begründung entbehrte, so wurzelte er darum nicht minder tief.“

„Das eben befräudet den Freund Ihres Neffen, daß Martin Grimm trotz seines Hasses abgereist sein soll, ohne seine Rache auszuführen.“

„Der Winkelkonsulent Geier?“

„Der selbe“, nickte der Assessor.

„Schicken Sie mir diesem Menschen keinen Glauben“, sagte der alte Herr in zorniger Erregung, „auch er haßt mich, und überdies wird es ihn ärgern, daß der fette Prozeß ihm an der Nase vorbeigeht. Es mag sein, daß mein Neffe ihn zu Rathe gezogen hat, aber eine Vollmacht wird dieser Geier nicht vorlegen können.“

„Ich habe sie gesehen, ich habe auch das Promemoria gelesen, daß Ihr Neffe zur Information Geiers geschrieben hat.“

„Und was will dieser Mensch nun von mir?“ brauste Röder wieder auf.

„Er will wissen, wo Martin Grimm augenblicklich sich befindet!“

„In Bremen hat Martin Grimm sich nicht eingeschifft“, sagte der Assessor mit schärferer Betonung, „er ist dort gar nicht angekommen.“

Im ersten Moment spiegelte sich Bestürzung in den Zügen Röders, er strich mit der Hand hastig über die Augen.

„Wie können Sie das heute schon wissen, Herr Assessor?“ fragte er, gewaltsam sich bezwingend, um die wachsende, innere Unruhe nicht zu verrathen.

„Es sind in Bremen bereits Erkundigungen eingezo-gen worden.“

„Ist es denn nicht denkbar, daß er seine Reise unterwegs unterbrochen hat oder eine andere Reiseroute gewählt hat?“

„Dagegen spricht die Möglichkeit der Abreise“, erwiderte der Untersuchungsrichter kopfschüttelnd.

„Keinestwegs, gerade diese Möglichkeit beweist, wie rasch mein Neffe seine Entschlüsse ändern konnte. Und was will dieser Geier von ihm? Weshalb sucht er ihn? Er scheint nur Skandal machen zu wollen, denn von dem Prozeß kann ja keine Rede mehr sein, das muß er nun doch wissen.“

„Sie können mir also keine weitere Auskunft geben?“ fragte der Assessor, indem er sich von seinem Sitze erhob.

„Ich weiß nichts weiter, als daß Martin Grimm am Dienstag Abend von hier nach Bremen abgereist ist, um sich dort nach Amerika einzuschiffen“, erwiderte Röder, der gleichfalls aufgestanden war.

„Wo verließen Sie ihn an jenem Abend?“

„Jenseits der Brücke, auf dem Wege zu dem Bahnhof.“

„Es ist auffallend, daß Sie ihn nicht bis zu dem Bahnhofe begleiteten.“

„Unser Geschäft war abgetwickelt und er wünschte meine Begleitung nicht weiter, es waren in der Erregung Worte gefallen, die eine gereizte Stimmung hervorgerufen hatten, da mußten wir beide die Trennung wünschenswerth finden.“

Der Assessor nahm seinen Hut und ging langsam auf die Thüre zu.

„Ich hoffe, diese Geschichte wird sich aufklären, und ich rathe Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, nach Kräften dazu beizutragen“, sagte er. Dann nahm er mit einer kühlen Verbeugung Abschied, im nächsten Augenblick fiel hinter ihm die Thüre geräuschlos ins Schloß.

Hugo Röder fuhr mit beiden Händen in sein graues Haar hinein, der Schweiß perlte in hellen Tropfen auf seiner Stirne.

In seinem eigenen Interesse! Wie scharf das der Assessor betont hatte! Was bezweckten die seltsamen Fragen des Untersuchungsrichters? Weshalb forschte man so angelegentlich seinem Neffen nach? Martin Grimm hatte doch kein Verbrechen begangen?

Oder — ein Ausruf des Entsetzens entfuhr plötzlich den Lippen des alten Mannes. Hatte man auf ihn selbst einen furchtbaren Verdacht geworfen?

Jener Hilferuf auf der Brücke — wurde er mit dem Verschwinden Martins in Verbindung gebracht?

Weshalb war er so scharf darüber verhört worden, ob er den Schrei vernommen habe? Weshalb hatte sich der Untersuchungsrichter so angelegentlich danach erkundigt, ob die Forderung Martins gebedt oder der Zahlungsausstand in der That bewilligt worden sei?

Der Brückenwärter hatte ihm die ganze Suppe eingebracht! Wie konnte der Mensch behaupten, daß er, Hugo Röder, in der Nähe gewesen sei und den Schrei gehört haben müsse?

Er selbst kannte diesen Mann nicht, aber er wollte ihn aufsuchen und zur Rebe stellen, dieser entsetzliche Verdacht durfte nicht weiter verbreitet werden.

Mit großen Schritten durchmaß Röder raslos das elegante Zimmer; es wurde ihm immer klarer, daß er, ohne es zu ahnen, einem gefährvollen Verhör unterzogen worden war.

Was hatte er auf die Fragen des Assessors geantwortet? Er wußte es selbst nicht, er war verwirrt gewesen, er hatte vielleicht durch seine Aussagen den Verdacht bestätigt.

Er eilte die Treppe hinunter, Salinger und Konrad erschraten, als sie in sein verzerrtes Gesicht blickten, und dem alten Manne fiel es sofort auf, daß sie bei seinem Eintritt ihre eifrige Unterhaltung so plötzlich abgebrochen hatten.

„Was giebt's?“ fragte er rauh. „Weshalb stiert man mich so merkwürdig an? Wie ist's mit dem Koffer, Wilhe. Wird er gebracht?“

„Nein“, erwiderte Konrad, „der Oberknechtler sagte mir, das Gericht habe auf den Koffer Beschlagnahme gelegt.“

Wieder suchte Hugo Röder zusammen, diese Nachricht konnte seine Befürchtungen nur bestätigen, sie erinnerte ihn an den Hilferuf.

(Fortsetzung folgt.)

Reisefreunde sind fast immer
In der Heimat nicht zu brauchen
Dieser Tabak ist im Zimmer,
Jener in der Luft zu rauchen



Die Schwägerin.

Von Elisabeth Kyllenstjerna.

(Nachdruck verboten.)

Wenn Olga Schmidt je ein starkes und echt weibliches Gefühl ihr eigen nannte, so war es die Liebe, die sie für ihren jüngeren Bruder hegte. Trotzdem hatte dieses Gefühl einen harten Stoß bekommen, als Gustav sich verheiratete, denn selbstverständlich stand er nun auf eigenen Füßen, während sie so viele Jahre behaglich und gemüthlich zusammengelebt hatten. Nach dem Tode der Eltern hatten die beiden Geschwister sich nämlich eng aneinander geschlossen; Gustavs weiche, schmiegsame Natur ordnete sich dem harten, despotischen Charakter Olgas unter, und so hatte sie eigentlich von den beiden den größeren Geschäftssinn und verstand es, die Finanzen des kleinen Haushalts so zu leiten, daß Debit und Kredit gerade aufgingen.

Als Signe Hotters bei Doktor Schmidt Privatstunden zu nehmen begann, war es mit der Harmonie im Heim der Geschwister auf einmal vorbei. Das wäre aber gar nicht nötig gewesen, wenn Olga es nur verstanden hätte, die erwachenden Gefühle ihres Bruders mit etwas anderen Augen zu betrachten. Doch sie ahnte ja kaum, was Liebe war, und betrachtete sie fast wie eine exotische Blume, deren Duft betäubend und giftig wirkte.

Während Signes und Gustavs Verlobung hielt sie sich meist von ihnen fern und störte sie so wenig wie möglich; doch sie brauchte nur in die Stube zu kommen, und sofort durchschauerte es Signe wie ein eiskalter Hauch. Sie nannte Olga nie anders wie „die Schwägerin“ und sehnte ängstlich die Zeit herbei, wo sie sich ihrem Verein entziehen und die Füße unter den eigenen Tisch stecken konnte.

Gustav hatte keine großen Einnahmen — er unterrichtete wohl an einigen Schulen, hatte aber noch keine feste Anstellung und besaß kein Kapital — aber mit Klugheit und Verstand glaubten sie doch, ein kleines Heim gründen zu können. Aber besaß Signe auch diese Eigenschaften? Nun, diese Fragen beantworteten sich ja alle Liebenden in derselben Weise: „Für den, den ich lieb habe, kann ich alles tun!“ Das klingt so schön in der Theorie; nur schade, daß man auf soviel Schwierigkeiten stößt, wenn man es in die Praxis übertragen will.

Daran dachten aber weder Gustav noch Signe. Als zwei Jahre vergangen waren, glaubten sie, sie hätten schon eine ganze Ewigkeit gewartet, verheirateten sich und zogen in eine kleine elegante, ziemlich teure Wohnung.

Olga kaufte sich Möbel und Hausgerät, mietete sich ein einzelnes Zimmer und speiste im Wirtshaus. Durch Bekannte bekam sie eine Stellung in einem Geschäft, und da sie zu jenen starken, tiefen Naturen gehörte, die ohne ein ernstes Lebensinteresse nicht leben können, so übertrug sie — nachdem der Bruder sie betrogen hatte, wie sie es nannte — all ihre Gedanken auf das einzige Ziel, das ihr seit ihrer frühesten Kindheit vor Augen gestanden hatte: eine Reise nach Aegypten. Sie versagte sich gern das Allernotwendigste und sparte wie ein Geizhals, um nur in Gedanken an diese Reise schwelgen zu können. Da wollte sie sich losreißen, da wollte sie leben und sich fortflüchten von dem Alltagsdasein und den nichtigen kleinen Sorgen. In Olgas dunklen Augen lag etwas von den kranken, unruhigen Blicken eines gefangenen Königsadlers, und dieser Ausdruck nahm mit den Jahren zu, anstatt sich wie bei den meisten Frauen in stille Entsagung aufzulösen. Eine beständige Angst schien sie zu quälen; sie glaubte, das Land ihrer Träume nie zu erreichen, und diese Furcht spornte sie stets zu neuen Anstrengungen an. Was fragte sie danach, daß sie mager und häßlich wurde, daß dunkle Schatten sich unter die Augen legten und ein harter berechnender Zug sich fast immer um den geschlossenen Mund lagerte? Nur wenig bekümmerte sie sich darum, daß ihre Kleider komisch

und unmodern waren und sie sich in der simpelsten, ärmlichsten Weise nährte.

Signe machte mehrere Versuche, die Schwägerin für sich zu gewinnen, doch Olga merkte, daß ihre Freundlichkeit nicht echt, sondern nur das natürliche Pflichtgefühl eines rechtschaffenen Menschen war, und deshalb machte sie von den häufigen Einladungen ihres Bruders nur selten Gebrauch. Indessen kam ihr kleines Mädchen häufig zur Tante, doch Olga verstand sich nicht auf Kinder, und die Kleine sagte immer, wenn sie nach Hause kam, „es friere sie so bei der Tante“.

Zu ihren nächsten Verwandten sprach Olga nie ein Wort von ihrer Reise. Sie hatte wohl Lust gehabt, sich Gustav anzuvertrauen, doch ihre Interessen waren nicht mehr die seinigen, er stand ihr meilenweit fern, wie sie sich selbst sagte.

Endlich — endlich, nach achtfähriger harter Arbeit stand sie am Ziel, zum Frühjahr wollte sie reisen. Ihr ganzer Tisch in dem kleinen Dachstübchen, das sie bewohnte, war besät mit Reisebeschreibungen, Berechnungen, Landkarten und Handbüchern, und jeden Abend reiste sie bereits in Gedanken Stück für Stück und schwelgte systematisch in Genüssen bei jeder neuen Strecke, die sie sich im Land ihrer Träume gleichsam eroberte. Das Mittelstü wurde für sie die Stätte, wo sich alle ihre Lustschlösser erhoben, und sie konnte bis spät in die Nacht aufsitzen, um zu studieren, um sich in alle Eigentümlichkeiten dieses mächtigen Flusses zu vertiefen.

Zu dieser Zeit kam sie noch weniger als sonst zum Bruder und wurde auch übrigens nicht mehr so oft eingeladen, denn die kleine Elfe hatte den ganzen Herbst und den ersten Teil des Winters an einem Lungenleiden krank gelegen. Jetzt war sie wieder auf, doch es stand noch immer recht schlecht mit ihr. Die Eltern, die das Kind vergötterten, litten darunter, als sie sahen, wie gleichgiltig Olga das alles aufnahm, und Gustav, der wohl wußte, wie gut und herzlich die Schwester sein konnte, empfand diesen Mangel an Teilnahme für seinen kleinen Schatz ganz besonders schwer.

Eines Tages trafen sich die beiden Geschwister auf der Straße. Gustav sah bleich und bekümmert aus, und sein Blick zeigte jenen hoffnungslosen Ausdruck, der uns bei denen, die wir lieb haben, so wehe tut.

„Guten Tag, Gustav, Du siehst so betrübt aus; siehst es mit Elfe wieder schlimmer?“

Olga reichte ihm die Hand und schritt mit ihm die Straße hinunter.

„Ja“, versetzte er und machte eine verzweifelte Bewegung mit dem Kopfe, um das in ihm aufsteigende Schluchzen zu unterdrücken. „Der Doktor sagt, wir hätten keine Hoffnung, sie am Leben zu erhalten, wenn sie nicht möglichst schnell nach dem Süden kommt. Hier würde sie nicht das Frühjahr überleben.“

Olga hätte gern etwas Freundliches und Tröstendes gesagt, doch sie wußte nicht, was. Die egoistische Einsamkeit der letzten Jahre hatte sie hart gemacht. Besonders gegen den Bruder, der einstmal ihr alles gewesen war. Deshalb kam es jetzt auch so geschäftsmäßig trocken und verlegend von ihren Lippen:

„Und du kannst das Geld nicht schaffen?“

Er wandte ihr sein bleiches, übernachtiges Antlitz zu.

„Nein, es ist nicht möglich; ich habe es versucht, doch wer leiht einem armen Teufel etwas?“

„Aber Signes Familie?“

„Liebe Olga, du weißt nicht, was es heißt, ein Kind zu haben, sonst würdest du nicht solche Fragen stellen, sondern begreifen, daß wir nichts unversucht gelassen haben.“

„Nun, vielleicht findet sich doch noch Rat,“ sagte sie leise, und ihr Herz zog sich bei seinem Anblick schmerzlich zusammen.

Sie kannte Gustav und fühlte, daß er darüber nie hinwegkommen konnte.

Am Abend wollten ihre Reisepläne nicht recht in Zug kommen; nicht den breiten, fruchtbaren Nil suchte sie auf der Karte, sondern die leidenden vergrämten Züge des Bruders. Und als sie sich erhob und ruhelos im Zimmer auf- und abwandelte, wurde sie fortwährend von seinen Worten verfolgt: „Es ist nicht möglich!“ Wie kleine Armesünderglöckchen klangen ihr diese Worte in den Ohren.

Am folgenden Tage hatte Olga um vier Monate Urlaub bitten wollen, sie wußte, sie würde ihn, Dank ihrer Ver-

Blindungen, bekommen und wußte auch, daß man sie nachher wieder einstellen würde.

Doch der ganze Vormittag verging, ohne daß sie sich entschließen konnte, in das Allerheiligste hineinzugehen, wo der Chef saß.

Am Abend ging sie zu Gustav. Sie waren wie gewöhnlich lieb und freundlich zu ihr, und Signe meinte, daß man sie so lange nicht gesehen hätte, dann aber fügte sie betrübt hinzu:

„Uebrigens wundert mich das nicht, denn die Freude ist jetzt aus unserem Heim fortgezogen, wer weiß, ob uns die Sonne je wieder scheint!“

Dabei brach sie in Tränen aus. Olga hatte früher immer verächtlich darüber gelächelt, daß ihre Schwägerin sich so leicht zu Tränen hinreißen ließ, doch in diesem Augenblick tat es ihr um Signe leid, sie war in den letzten Monaten so blaß und niedergeschlagen geworden.

Sie ging zeitig heim, kam aber doch nicht zur Ruhe. Sie setzte sich in den alten Schaukelstuhl, und bei dem einformigen Hin und Her sammelten sich nach und nach ihre Gedanken. Sie sah klar und deutlich ihre Pflicht vor sich, sie mußte das Kind des Bruders retten, ihr erspartes Geld zu Elens Reise hergeben und ihre eigene Reise aufgeben. Die Sache war so einfach wie das Schlüßergemmel einer Additionsreihe, und sie grübelte auch nicht länger darüber nach; sie wußte, daß sie so um ihres Bruders willen handeln mußte. Nein, andere seltsame Gedanken erhoben sich in ihr.

Warum mußten Menschen wie sie überhaupt leben? Warum war gerade sie auf einen Wunsch verfallen, der kurz vor der Erfüllung in Nichts zerfloß? Sie hatte nie zu denen gehört, die freiwillig geben und aus eigenen Stücken verzichten; warum wurde gerade ihr ein Opfer auferlegt, an dem sie ihr ganzes Leben hindurch leiden mußte?

Ein paar dicke, schwere Tränen flossen gleichsam eiskalt ihre Wangen herab. Sie wischte sie augenblicklich fort, als wenn sie sie überrumpelt hätten. Ihr Vater hatte oft zu ihr gesagt, wenn sie als Kind diese oder jene Sorge gehabt und erregt aufgefahren war:

„Mein Kind, ich fürchte, du wirst einmal viel durchzumachen haben, denn so ist es in der Welt, daß das Ausrechte gebeugt und das Harte weich gemacht wird.“

Doch sie hatte das Leben nicht weich gemacht, das wußte sie.

Am nächsten Tage schrieb sie an Gustav, sie hätte die Mittel zu Elens Reise, wünsche aber nicht, sich darüber auszusprechen und schickte ihm deshalb Vollmacht, das Geld zu erheben, damit Else und Signe sofort abreisen könnten.

Sie fühlte selbst, wie herzlos diese wenigen Zeilen waren, doch sie konnte nicht anders schreiben.

Am Abend kam Signe zu ihr.

„Ich weiß nicht, wie wir dir je danken sollen, Olga. Worte vermögen es nicht.“

„Das ist auch nicht nötig,“ entgegnete Olga kurz, „wann reist ihr?“

„In drei Tagen, Olga. Dank, herzlichen Dank!“

„Laß es nur gut sein!“

„Olga,“ sagte Signe, erhob sich von ihrem Stuhl, ging zur Schwägerin hin und legte den Arm um ihren Hals. „Ich bin nie so zu dir gewesen, wie ich eigentlich hätte sein sollen, willst du mir das vergeben und eine Bitte anhören, die ich an dich richten möchte? — Liebe Olga, willst du nicht zu Gustav ziehen, während ich fort bin? Ich weiß ja, wie sehr ihr an einander gehangen habt, und du bist die einzige, die ihn ein wenig aufmuntern kann, damit ihm das Haus weniger leer erscheint, wenn ich mit der kleinen Else fort bin.“

„Ist das wirklich dein Wunsch?“

„Ja, Olga!“

Olga saß lange still und stumm, zuletzt beugte sie langsam das Haupt; ein leichter, milder Schimmer lag auf ihrem Gesicht, und mit zitternder Stimme antwortete sie:

„Ja, das will ich tun!“

Doch als Signe gegangen war, saß sie lange in ihrem Lehnstuhl, sah vor sich hin und sagte zuletzt demütig:

„So war es also gemeint; ich sollte verstehen lernen, wie sehr ich mich innerlich nach einem Menschen sehnte, den ich lieben konnte. Jetzt bekomme ich vielleicht drei — das ist Reichtum nach den harten Jahren der Armut!“



Vogelwelt und Landwirtschaft.

Es ist ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit, daß Land- und Forstwirtschaft ihr Interesse nunmehr auch dem Studium der Lebensweise der Vögel, deren Wert für den Wirtschaftsbetrieb zunehmend, daß man erkennen lernt, einen wie wichtigen Bundesgenossen im Kampfe gegen Schädlinge man in der gesieberten Welt habe und nach Möglichkeit schützen müsse. Leider ist in den letzten Jahrzehnten ein erheblicher Rückgang der Zahl, besonders der nützlichen Vögel wahrnehmbar. Ursachen für diese bedauerliche Erscheinung hat man zu suchen in der immer weiter fortschreitenden Ausgestaltung des Verkehrs und seiner Hilfsmittel, der Industrie und deren für die Vögel so verderblichen Anlagen, Feuerschein und giftige Gase ausströmenden riesigen Essen, sowie in den weitverbreiteten Telegraphenbräuten, den zum Schutz der Schifffahrt errichteten Leuchttürmen. Unser einheimischer Krametzvögelfang ist wohl dem in Italien verübten Massenmord nützlicher Vögel gleichzustellen. In dem zum Trocknen im Ufergebüsch aufgehängten Fischreusen werden Tausende von Vögeln gefangen, welche ihre Nahrung suchten an den den Reusen anhaftenden Kerbtieren. Die Wissenschaft ist mit bestem Erfolg befreit gewesen und noch bei der Arbeit, zu ermitteln, welche Bedeutung die Vogelwelt für die Land- und Forstwirtschaft habe. Man stellte Fütterungsversuche an. Aus denselben hat sich ergeben, daß ein Weisenpaar mit seiner Nachkommenschaft in einem Sommer nicht weniger als 75 Kilogramm Insekten vertilgt. Ebenso hat sich ergeben, daß die Anzahl der vertilgten schädlichen Insekten die Zahl der aufgenommenen unschädlichen Insekten erheblich überwiegt. Die Vogelwelt wirkt großen Schäden gegenüber vorbeugend. Wo Vögel nisten, geschützt und gepflegt werden, können Kalamitäten, wie die Vernichtung von Waldbeständen durch die Nonnenraupe, den Kieferspanner, Mispelruten an Obst infolge Frostes, schädlicher Raupen kaum jemals eintreten. Auch die großen Vögel, die Tag- und Nacht-Raubvögel sind überwiegend als nützlich erkannt. Die vorgenommenen Magenuntersuchungen bei Raubvögeln, an verschiedenen Arten von Falken, Gulen usw. haben gezeigt, daß auch der Hauptbestandteil der Nahrung dieser Tiere in schädlichen kleineren Tieren, besonders Mäusen, besteht. Selbst der mit Vorliebe Flugwild schlagende Fühnerhabsicht hat sich als wirksamer Schützer der Forsten erwiesen, in welchen Eichhörnchen und Fäher ihr Wesen treiben. Man hat alle Veranlassung die großen Vögel zu schonen, für die kleineren Vögel Niststellen anzulegen und ihnen im Winter genügende Nahrung zu bieten. Man schone selbst die Krähen und sei mehr darauf bedacht, diese den Saaten unter Umständen schädlichen Vögel durch geeignete Mittel fernzuhalten, als sie, die auch immerhin durch Vertilgung von schädlichen Tieren großen Nutzen gewähren, rücksichtslos zu töten. Der Landwirt wie der Forstwirt handele nicht nur im einseitigen Interesse, zu vernichten, was ihm zu schaden scheint, sondern bedenke, daß, was die gütige Natur auch nicht an allein nützlichem bietet, vielen anderen eine Freude bereite, daß es sich sehr wohl mit dem Zweckmäßigkeitsprinzip vertrage, die Geschöpfe zu schonen, die durch ihre Lebensweise, ihren Gesang, ihr schönes Gefieder erfreuen, und wenn auch nicht gerade Nutzen schaffen, so doch auch nur geringen Schaden anzurichten imstande sind.

*

Ratte und Sperlinge. In einem sächsischen Dorfe beobachtete kürzlich ein Naturfreund einen interessanten Kampf zwischen einer Ratte und Sperlingen. An einem nassen Tage — es hatte bis dahin fortwährend geregnet — erschien auf der Dorfstraße eine feiste Ratte, die einen Ausflug in eine benachbarte Kornscheune vorzuhaben schien. Plötzlich, wie auf ein gegebenes Signal, als ob sie schon auf die Ratte gelauert hätten, stürzten sich Sperlinge scharenweise auf das Tier und griffen es mutig an. Es entstand eine blutige Schlacht, bei welcher verschiedene Späzen in den Staub beißen mußten; endlich aber wich der Bierführer, seine Verteidigung erlahmte und er hauchte unter den wütenden Schnabelstichen seiner erbitterten Gegner das Leben aus, worauf sich die heilgebliebenen Felder mit triumphierendem Gezitscher in die Lüfte schlangen.

